

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1925**

179 (5.8.1925) Die Mußestunde



zu einem Vernichtungskrieg gegen die Fliegen vereinigt. Man will sich auch hier die Bekämpfung der Fliegengeige bedienen, mit denen man auch anderwärts bei der Vernichtung von Schädlingen gute Erfolge erzielt hat, wie kürzlich erst in den Wäldern der Mark Brandenburg bei der Vernichtung der den Baumbestand verheerenden Larven der Florfliege.

Die heißesten Orte der Erde. Erfahrung und Gefühl scheinen dafür zu sprechen, daß die wärmsten Punkte der Erdoberfläche in den Gegenden am Äquator oder in den unmittelbar anschließenden Gebieten der tropischen Zone (23 1/2 Grad nördlich und südlich vom Äquator) liegen. Die genauere wissenschaftliche Beobachtung hat indessen gezeigt, daß die Anschauung den Tatsachen nicht entspricht. Der heißeste Ort unseres Planeten ist nach den letzten Feststellungen etwa 40 Kilometer südlich von Tripolis, der Ortstadt Azizig, unter 32 1/2 Grad nördlicher Breite. Dort stieg das Thermometer am 13. September 1922 auf 68 Grad Celsius. In Tripolitänien sind Lufttemperaturen von über 46 Grad durchaus nicht selten. Die „Waberlöcher“ der afrikanischen Steppen ist der Glühkugel der kalifornischen Steffel beinahe ebenbürtig. Im kalifornischen Todesstall wurde am 10. Juni 1913 eine Höchsttemperatur von 56 Grad gemessen. Im nordwestlichen Indien schließlich hat man in der Ortstadt Jatobabad 52 Grad Luftwärme verzeichnet.

1100 Jahre Universität Pavia. In Italien rühmt man sich, am demnächst das elfhundertjährige Jubiläum der Gründung der Universität Pavia zu begehen, die im Mittelalter zu den berühmtesten Lehrstätten der Welt zählte. Das Gründungsjahr 825 ist freilich nicht einwandfrei festgestellt. Es beruht auf der Annahme, daß die Universität Karl dem Großen ihre Entstehung zu verdanken hat. Jedenfalls war Pavia bereits im 12. Jahrhundert der Sammelpunkt vieler Juristen, aber erst 1361 wurde der Stadt der Sitzbrief von Kaiser Karl IV. für ein „Generastudium“ erteilt. 1389 folgte dann das päpstliche Dekret der Anerkennung der Universität. Nach vorübergehendem Rückgang wurde die Universität Pavia 1412 in ihrem alten Glanz wieder hergestellt und nach wechselvollen Schicksalen wurde sie 1817 von Kaiser Franz I. reorganisiert. Von den ersten Professoren der ehrwürdigen Hochschule wissen wir nichts, nur berichtet der französische Astronom Valande von seiner italienischen Reise, daß das physikalische Laboratorium zu Pavia „von dem Chevalier Volta geleitet werde, der durch seine Entdeckungen des Elektrophors und der entzündbaren Luft der Sumpfe Weltberühmtheit erlangte“.

### Bücherschau

Wanderjahre in Mexiko ist der stimmungsvolle Titel des Werkes, das Jacoben in dem vor allem durch seine Reisererichte bekannten Verlag Brockhaus, Leipzig, erscheint (geb. M. 8.50). Der Verfasser, Dr. Emil Landenberger, hat Mittel- und Südamerika, aber auch die übrige Welt aus langjährigen Reisen gründlich kennen gelernt und er verfaßt trefflich von seinen vielgestaltigen Erlebnissen in dem durch Natur und Geschichte hervorstechenden Lande Mexiko zu berichten. In lebendiger Darstellung führt er in das Verständnis der herrlichen, eigenartigen Landschaften ein und macht uns auch mit der merkwürdigen, zum größten Teil indianischen Bevölkerung näher bekannt. Wir nehmen teil an den geräuschvollen, aber harmlosen Festlichkeiten der Indianer, die unter einer oberflächlichen christlichen Tünche immer noch als die alten Geiden erscheinen. Banditen, an denen das Land keinen Mangel hat, treten auf; auch sonst gibt es Abenteuer aller Art, die mit Humor überstanden werden. In Wort und Bild wird die erhabene Bergwelt vorgeführt. Wir steigen von den Kattuswippen des Hochlandes ein paar tausend Meter hinab an die heißen tropischen Gestade des Atlantischen und Stillen Ozeans, nach Vera Cruz und Tehuantepec. Uraltie Bauwerke lernen wir kennen, die geheimnisvolle Beziehungen zur ostasiatischen Welt offenbaren. Am Schluß angelangt hat man in bequemster Unterhaltung ein treues Bild des heutigen Mexiko gewonnen. Das schmuckgebundene Buch ist mit einer sehr großen Zahl interessanter Abbildungen ausgestattet, die der Verfasser auf seinen vielen Reisen durch das Land aufgenommen hat. Eine Karte und ein

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei „Wolfsrube“ G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

ausführliches Register erhöhen den Wert beträchtlich. Das Werk zeichnet sich vor allem durch eine fertige Schreibweise aus, so daß der Leser auf jeder Seite gefestigt wird. Wir empfehlen das Buch unsern Lesern aufs wärmste.

### Rätsellese

Bilder-Rätsel



Umstellungsrätsel

Das Bildnis zeigt es an der Wand, Gibst du den Zeichen andern Stand. So nennt es einen strengen Gast, Der jedem Schuldner ist verhaßt.

### Auflösungen der Rätsel der Nummer der 31. Woche

Scharade: Spazieraana. Bejuchstatten-Rätsel: Spartaßenverwalter. Richtige Lösungen sandten ein: Irma Göbring, Adolf Reiber, Stephanie Kiefer, Hella Daniel, Friedrich Salm, Anton Lauffe, Karlsruhe. Hermann Wandel, Oberkirch.

### Witz und Humor

Merkwürdig. „Vater, bist du nicht in München geboren?“ — „Gewiß!“ — „Und ich bin doch in Nürnberg geboren?“ — „Ja, wovon!“ — „Und Mutter stammt aus Dresden?“ — „Allerdings!“ — „Ja, findest du es nicht merkwürdig, daß wir drei uns getroffen haben?“

Die Farbe der Augen. Lehrer: „Es gibt also Augen von blauer, schwarzer, brauner und grauer Farbe. Wer von euch hat schon einmal darauf geachtet? J. B. Müller, was hat dein Vater für Augen?“ — Der kleine Müller: „Für gewöhnlich sind sie grau, wenn er sich aber mit Mutter ansieht hat, ist eines blau!“

Englischer Humor. Ein nicht nur an Geld, sondern leider auch an Jahren reicher Bankier hatte ein hübschliches Mädchen von 17 Jahren geheiratet. Als er trunken vor Glück von der Hochzeitsreise heimkehrte, trante er freudstrahlend seine Schwägerin: „Was denkst Du von meiner Frau? Ist sie nicht entzückend?“ — „Entzückend ist kein Ausdrud“, war die trodene Antwort, „sie ist geradezu besänbernd. Mit ihren strahlenden blauen Augen und ihrem goldenen Haar wird sie einmal eine beehrenswerte Witwe sein.“

In der Protestversammlung. „Lassen Sie sich nicht von den verlockenden Prospekten der Feuerbestattungsvereine betören, meine Herrschaften! Wenn diejenigen noch reden könnten, die sich verbrennen lassen, sie würden ausnahmslos sagen: Einmal und nicht wieder.“ (Fliegende Blätter.)

Rapport. „Herr Hauptmann, ich bitte geborsamt um acht Tag Urlaub — mei Schwester heirat.“ — „Und dazu brauchen Sie acht Tage?“ — „I möcht halt gern gleich über d' Rindstauf bleiben.“

Gut gesagt. „Ich gratuliere, liebe Frau.“ jante der Arzt zur Gattin des Schwerkranken, der ein Säufler gewesen und nun verchieden war, „Sie haben ausgefittet.“

# Die Wochensunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

32. Woche

Karlsruhe, den 5. August

1925

### Feierabend

Nun im Dämmern des Abends der lärmende Alltag verlaufen will, hält unser hämmerndes Herz in deseliger Stunde den Atem still, und wir trinken beierig und schweigend die feiernde Nacht in uns ein, freuen uns tief und inbrünstig, nun frei, frei des grausamen Tages zu sein.

Frei des Alltags, der heiligstes Sehnen des Glaubens im Hohn erstickt, frei nun des schändlichen Fluchs, der die sterbende Kraft mit Ketten umstrickt, dir nur lauchst die trunkene Seele das feurigste herrlichste Lieb, Freiheit! Deine Verbindung wie seltsam Ähnen die Brust durchzieht!

Unsern Träumen entschwindet die nichtige Welt und ihr nichtig tu, feiernder Abend, o seltsam Erfüllung, in deinem Schoß zu ruhn! Und wir steigen blinden Auges die himmlische Straße empor, stehen in heiliger Verzückung, vom Licht geblendet, am goldenen Tor.

Und da greift es nur leise, doch rätselhaft zwingend, nach unserer Hand, führt uns die Liebe und weist uns den Weg zu der Träume aufblühendem Land . . . Wille bricht, Wir geben befeuert, umarmen uns schweigend und still, keiner mit mühseligen Werken andächtige Stunden morden will.

Feierabend! Doch morgen umtettet uns wieder der rohe Tag, schlägt in den Aufschrei der blutenden Seelen lautlärmender tanzender Bücher und Zahlen vor unsern Blicken in wildem Chor. — Eine Stunde des Abends hebt uns zu Himmeln empor.

Walter Schenk, Berlin. (Aus „Jüngste Arbeiterdichtung“, Arbeiterjugendverlag, Berlin SW. 61, Mecklenburgplatz 8.)

### Mit Pilgern und Taschkisten

Von Fritz Kummer.

VI.

Italien in Umwandlung.

Die Sehnsucht nach Italien ist beim Deutschen immer sehr stark gewesen. Nicht bloß wohlhabende Leute, auch unsäbliche deutsche Handwerksburschen haben das Land der Zitronen kreuz und quer durchwaltet und sich dabei eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten erworben. So stämmlich alle sind als Rehrer oder Verbreiter jener Sehnsucht heimgekommen. Leicht begreiflich. Das Land sieht einen immer wieder an. In seinen Städten, Gassen, Museen, selbst in seinen Kneiven gibt es für den Nordländer unendlich viel Neues, viel Fremdartiges zu schauen, besonders für den, der mit lebendem Auge und mit der Kenntnis der italienischen Geschichte wandert. Sind es die Sitten oder die Menschen, ist es die üppige Natur, die milde Sonne, die geschichtliche Erinnerung, die Kunst, die Musik oder alles zusammen, was einen anzieht und festhält? Wie dem auch sei, der sehende Wanderer erhält dort Eindrücke, die fürs Leben halten.

Die unbändige Sehnsucht hat nur der Krieg mit seiner Not zu dämpfen vermocht. Seitdem diese Hemmnisse im Schwunden begriffen, hat der Zug über die Alpen wieder angefaßt. Und er wird jetzt, im „Seitigen Jahr“ durch Fahrpreisermäßigung und andere Erleichterungen mächtig gefördert. Es sind keineswegs nur Gläubige, die an den verheißenen Einbrenn ablassen, die jetzt romwärts ziehen. Auch viele Arbeiter sind darunter. Sie tun auf daran. Denn wenn sie noch einige Jahre warten, wird viel von dem alten Italien verschwunden sein.

Eine tiefgehende Umwandlung hat seit dem Kriege eingeleitet. Dies lohnen- und eisenarme Land ist von einer Industriellierung erfaßt, die früher für unmöglich gehalten wurde. Die Industrialisierung greift mächtig in die Sitten und Gewohnheiten ein. Die Fabrikanten strecken ihre Arme nach den Bewohnern des Landes und der Kleinstädte aus, reihen sogar Menschengruppen an sich, die früher vom italienischen Strahlenbild unzerrentlich waren. Von dem Lande des dolce far niente (Süßes Nichtstun) werden bald nur noch die Bilder reden. Mit der Aufrichtung der Gasse ist heute schon in Italien nichts mehr. Denn die vielgestaltige Fechtmeisterkunst, die einst den Fremden schier unergründliche Gelehrtheit zum Schwarzgittern verschaffte, scheint sich anderem Zeitvertreib zugewandt zu haben. Die edlen Bazzaroni sollen nur noch unterhalb Roms ihrem Beruf des Sonnenstrahlenammelns obliegen. Die schart wachende Polizei ist erfolgreich dabei, die einst so heängigend zahlreich verbreitete Ungelehrtheit zu überwinden, daß es für die Wirklichkeit und den Ruf Italiens besser ist, wenn sie in die Fabrik gehen, anstatt an den Straßen-eden und Kirchentüren auf Opfer zu warten. Nur noch verblühte Mütterchen fand ich an den Kirchentüren auf nächtliche Spenden warten. Dann bietet sich nur noch in abgelegenen Orten Gelegenheit, sich in der Kunst des Feilschens zu üben. Denn die Preise stehen in den Galstimmern und auf allen Waren verzeichnet und werden, wie eine vierwöchige Erfahrung mich lehrt, streng eingehalten. Wer hätte solche Umwandlung vor dem Kriege vorauszusagen gewant?

Die Wandlung hat auch das Verkehrsweisen erfaßt. Zwar sieht man noch auf der berühmten Via Appia und anderen Straßen die reisenden Zweiradarten mit den vielen kleinen Weinfässchen und dem verblühenen Halbbelt darauf, die von dem gemächlichen Lanoabr stadwärts gezogen werden. Aber diesem Zeugen einer altersgrauen Verkehrsitte lautet das Sterbeschloßlein. An den Gelwaagen rattern schon mächtige Tankauto vorüber, von denen ein einziger mehr Wein zur Stadt schafft, als zweihundert Karren. Ein paar Jahre noch, und die unsäblichen Geplanne mit den zahlreichen netten Fässchen werden der Vergangenheit angehören, anstelle der lelen Knechte und Bötcher werden Chauffeure und Kesselmacher getreten sein.

Der Fremde, der Italien von früher her kennt, wird die Wandlung schon an der Grenzstation bemerken. Die Züge fahren jetzt pünktlich ab, an den Wagenfenstern wie an den Mesingstangen, ja selbst im Wagen der dritten Klasse wird fleißig herumgestummelt und die einst unergründliche Unterhaltung über die Unsicherheit von Genad und Taschkenthalt ist verschwunden. Der Fremde wird auch heute noch gemamt, dritter Klasse zu fahren. Die Warnung dünkt mich, wenigstens für lange Strecken, noch wohl an Platze. Nicht daß es die einheimischen Mitreisenden in dieser Klasse an Sauberkeit und Freundlichkeit fehlen lassen. Ganz im Gegenteil. Aber die Bänke sind zu hart und unbequem, die Feststrecken klammern scheußlich und lassen frische Luft allzu reichlich hereinströmen. Muß man gar, was im Lande des billigen Obstes und der Polenta schließlich auch nötig werden kann, einen bestimmten Ort aufsuchen, so findet man dort, wo man erteine Sitzgelegenheit haben möchte, am Boden ein Loch. Der Lochrand ist, der Schönheit halber oder um das Aussträngen



zu erschweren, mit einem Steinring eingefaßt. Im Kreise herum liegen hübschenweise die Beweise dafür, wie schweblich in Italien die Bahnwagen schweben.

#### Die „billigen“ Preise.

In den zahlreichen Ankündigungen, die jetzt zur Vermehrung des Pilgerstromes in aller Welt verbreitet werden, fehlt es nicht an Hinweisen auf die Niedrigkeit des Fahrpreises wie der Unterhaltungskosten. Italien hat noch eine Inflation. Für eine deutsche Mark bekommt man sechs Lire. Wenn der Deutsche die mitgeteilten Preise in seine heimische Währung umrechnet, will ihm tatsächlich die Italienreise recht billig erscheinen. Dabei mag er bleiben, bis er die erste italienische Rechnung in die Hand bekommt. Da entdeckt er neben dem Grundpreis einige Zuschläge für Bedienung, Heizung — auch wenn nicht gebietet wird — Steuern und dergleichen. So muß schließlich die Hälfte mehr bezahlt werden, als in der Ankündigung angegeben ist.

Da jedoch mit alledem der Mächte-Gern-Italienreisende noch nichts Bestimmtes über die Kosten weiß, will ich einige Winke geben und ein paar Zahlen aus meiner Kostenrechnung beifügen. Zunächst der Fahrpreis.

Man kann jetzt im „Heiligen Jahr“ schon für 50 Mark von München nach Sizilien dritter Klasse hin und zurückfahren. Mit einer solchen Fahrkarte ist man aber an eine (kurze) Frist und an eine einzige Linie für Hin- und Rückfahrt gebunden, was mit Unannehmlichkeiten verknüpft ist. Jedenfalls tut man gut, die Fahrkarte (innerhalb Italiens) für eine möglichst lange Strecke zu lösen, weil sich mit der Länge der Strecke der Kilometerpreis bedeutend verbilligt. Dies beherzigend, habe ich auf der Grenzstation, dem Brenner, gleich eine Karte bis Rom, meinem südlichsten Reisepunkt, gelöst. Die Karte gestattet beliebiges Aussteigen und eine für meine Zwecke genügend lange Zeit. Die achtzehnhündige Fahrt dritter Klasse kostet 117 Lire oder 19.90 Mark. Der andere Weg nach Rom (durch die Schweiz) über Chiasso, Genua und Viza, ist noch um drei Lire billiger.

Der Preis des Lebensunterhalts hängt natürlich sehr wesentlich von den Anforderungen ab. Wenn ich Gleiches mit Gleichem vergleiche, habe ich einschließlich aller Zuschläge den Lebensunterhalt in Italien billiger als in Deutschland gefunden. Jedenfalls in Rom, wo ich die Preise niedriger als irgendwo anders fand. Auf der vierwöchigen Reise habe ich für Wohnung, Speise und Trank im Tagesdurchschnitt 9.20 Mk. ausgegeben. Die Zimmer standen, was Einrichtung und Sauberkeit anbelangt, unter dem Durchschnitt eines deutschen Gasthauses zweiter Klasse, die Mahlzeiten dafür schmackhafter und reichhaltiger, der Wein managte ihnen nicht. Ein anderer dürfte, zumal wenn er in der Kunst des Reisens nicht wohl bewandert ist, etwas mehr aufwenden.

Die Preisangabe bezieht sich auf Häuser, die an der großen Fremdenstraße liegen. Wer nicht allzu heikel ist und die italienische Sprache, wenn auch nur wenig kann, der sollte sich etwas abseits von der großen Straße umsehen. Der sollte sich auch von der städtischen Hauptstraße seine Wagenbedürfnisse zu bedenken trachten. In den Seitengassen gibt es recht saubere und preiswerte Rifforanti oder Trattorie. Man erkennt sie leicht durch die am Fenster hängende Speisekarte, die meist in Hieroglyphenschrift geschrieben ist. Doch daran stoße man sich nicht. Die Künstelei wird in den meisten Fällen belohnt werden durch wohlfeile Mahlzeit, und einen millionfach guten Tropfen Wein und billigen Preis. Hier kommt man auch der italienischen Volksseele näher. Hier sieht man eher die Sitten und Gebräuche, hier findet man einen prächtigen Menschen-schlag, der dem Deutschen gar wohlgeheimt ist. Hier wird man bald warm. Vom zweiten Tage ab begrüßt einem schon der Wirt persönlich, ihm reihen sich am dritten Tage die Stammgäste an. Am vierten Tag bringt er dem hohen fremden Gaste einen selbstgebadenen Kuchen mit einer zweifelhafte besten Chianti — alles nur so zum Versuch. Eine solche Gastfreundschaft tut dem Fremdling aus dem kalten Nordland gar wohl. Sie ist auch nicht leicht abzuschlagen. So bleibt er und feiert die neue Freundschaft mit dem guten alten Wein aus der großen diebstahlreichen Kivvklasse. Er läßt sie auch füllen. Und die Stammgäste tun das gleiche.

Ein derart erlebter Abend ist sehr vorteilhaft mit einem Beluche des Kolosseums zu beschließen. Den dafür von Bädern vorzuschriebenen Mondschein braucht man in diesem Falle nicht. Denn die Mächtigkeit, die man jetzt an dem gewaltigen Bauwerk entdeckt, vermag selbst der Mondschein nicht mehr zu steigern. Und der in seiner vierstöckigen Höhe erhaltene Mauerrest kommt einem bedenklich wackelig vor. Da, hört man nicht gar aus der Kellerruine herauf das Gurgeln eines Löwen?

## Im Hamburger Hafen

Am 8. und 9. August versammelt sich die Sozialistische Arbeiterjugend Deutschlands in Hamburg zu ihrem 4. Reichsjugendtag. Auch aus Baden nimmt ein großer Teil jugendlicher trotz der großen Entfernung daran teil. Die Anmeldeungen haben insgesamt die Ziffer von 40 000 überschritten.

Hamburg ist Weltstadt. Aus allen Teilen der Erde kommen die Pulschläge, um dem vielbewegten Leben dieser Stadt die Energien zu liefern. Eine gewaltige Faltung von Wärme und Fleisch, von Geist und Tatkraft ist insbesondere der Hamburger Hafen. Freilich, wir Hamburger laufen meist mit Alltagsorgen durch die verschiedenen Anlagen, irgendetwas Zweck, einer beruflichen Bestimmung nach, und nur ein besonderer Zufall öffnet uns die Augen für die mannigfaltige Schönheit unserer Vaterstadt. . . .

Nachdem wir die Zollgrenze überschritten haben und im rastlosen Straßenbetrieb an verschiedenen Bahnanlagen und dem Gaswerk, das mit gisigtem Geräusch und seinem massigen Gasometer die Umgegend beherrscht, vorbei sind, betreten wir den Landungssteig, über den wir zur Fähre hinuntergelangen. Auf dem kleinen, aber steinigen grünen Fährschiff warten schon drei braune Jücker auf die Abfahrt. Ihre dunkelbraunen Augen wandern in kindlichem Entzücken über den breiten Elbstrom, auf dessen Küden keine Schlepper und puffende Barkassen die schwerfälligen, mit mancherlei Gut beladenen Schuten, hin und her ziehen. Kleine Motorboote lauern zwischen den Schiffen, die schwer und selbständig an Strom liegen, oder hinter einer Kaiwand verschwinden.

Der Steuermann auf unserem Fährboot sieht die Pfeife. Grell geht der Dampf auf, das Zeichen zur Abfahrt ist gegeben. Ehe noch der kleine, schmierige Anbinde der Hanntrossen losgeworfen hat, kommen noch ein paar schiffsausige Japaner den Steg herunterstufen. Sie gestikulieren und lächeln, doch nur aus ihren Gebärden und den Bewegungen ihrer Arme beareift man, was ihre fremdartigen Laute be-sagen wollen.

Am Heck quillt das Wasser auf, die Schraube treibt das Schiff und, seinem Steuer folgend, dreht es sich nach dem Amerika-Höft rüber. Die Schmutzbraunen Wellen werfen sich unwirsch gegen den Bug und werfen ab und zu einen Spritzer über die Reeling. Ein Engländer lacht seinen Kameraden aus, weil dieser den Spritzer über und über bekommen hat und nun wie ein besoffener Pudel dahleht. Ein alter Hamburger Quartiersmann, mit schwarzer Satinade und ebensolcher Mütze angetan, meint: „Ih, in Hamburg is dat Water oof nakt!“, und damit ist der Fall erledigt.

Amerikabeut — Hanjaboden umliegen!“ Während der Anbinde dies ausruft, springt er auch schon vom schmalen Laufstrand der Fähre auf den Ponton, schlägt die Hanntrosse geschickt um den Poller und zwingt das Schiff längsseit. Alles, was zum Hanjaboden weiter will, nimmt eilig seinen Baden, springt schon, bevor das Schiff ganz fest liegt, auf den Ponton und eilt zum andern Fährdampfer. Alles ist Hast, um jede Minute wird gefahrt. „Man to, man to. . .“ treibt der Steuermann die Säumigen an, und dann dauert es auch nur noch wenige Augenblicke, und wir fahren mit dem neuen Boot weiter.

Wir kommen am Amerikatai vorbei. Hier ist der Liegeplatz der Zigarettdampfer, wie der Volksmund die Dampfer der Hamburg-Süd wegen ihrer weißen Schornsteine mit dem roten Ring getauft hat. Wir haben Glück, denn mehrere der schönsten Schiffe liegen heute zwischen Heimkehr und Ausreise am Kai. „Monte Olivia“, eines der neuesten und schönsten Schiffe der Hamburg-Süd, ist zur Ausfahrt klar. Zum Zeichen, daß die Reise nach Argentinien geht, ist die blaueweiße Fahne aufgezo-gen. Längsseit, wie ein Zwerg gegen den Riesen, liegt ein Schlepper der Hamburg-Süd, der die Auswanderer und Passagiere an Bord bringt. „Glückliche Reise!“ Wie manche Sehnsucht hat von hier schon ihren Weg in die Welt angetreten, um draußen bei fremden Wäldern schiffbrüchig zu werden! Die Romantik des Auswanderns wird meistens schnell von gar zu wirklicher Wirklichkeit abgelöst, und manchen Gedanken des Bedauerns sendet der Hamburger Hafenarbeiter den auswandernden Polen und Ostdeutschen nach.

Hinter der „Monte Olivia“ liegt die „Argentina“. Sie ist das erste deutsche Schiff, das nach dem Krieg die Verbindung mit Südamerika aufgenommen hat. Längsseit liegt eine Kohlenbunte. Es wird gekohlt. Ein kleiner Dampfer wirt

die vollen Körbe mit den schwarzen Diamanten zum Schiff hinauf und holt den leeren Korb wieder zurück. Korb um Korb wird in saufenber Müstlin hin und her geschleudert, während die schwarzen Kohlentrimmer in wilder Hast sie voll-schaufen und ausschütten. Diese Arbeit wird meist im Afford geleistet, und die Sorge um ihr bihöfliches Existenz treibt die Menschen zu immer größerer Hoff, während Unfall und Tod auf die Opfer des tollen Treibens lauern!

Bremserufer. Unsere Fähre stößt hart gegen den Ponton. Wer nicht acht gab, verliert durch die Erschütterung das Gleichgewicht und fällt unter Gelächter der Zuschauer um. „So, Se wulln io no fototig!“ Wir sind gemeint! Gefangen von dem Bild der Arbeit hätten wir beinahe das Aussteigen veräu-mt. Schnell springen wir auf den Ponton, und schon gehen wir mit im schmeren Arbeitstrott. Oben, auf dem Kai, verteilt sich der Trost. Jeder eilt seiner Pflicht nach. Wir laufen, obgleich es streng verboten ist, über den Kai. Ein obenbetäu-bender Lärm empfängt uns. Rufe, Befehle und Warnungen geben eine wilde Sinfonie. Hier noch am deutlichsten das Hera Hamburgs. Schiffe werden be- und entladen. Gut aus der Herren Lände wird herangeführt, auf kleinen Karren in die großen Schuppen gefahren und gleich auf Waagons ver-laden, um sofort oder später ins Hinterland weitertransportiert zu werden. Erzeugnisse der Industrie nehmen von hier aus ihren Weg in die Welt. Rüste um Rüste, Ballen und Fäß werden angefahren und schwingen gleich darauf, vom elektrischen Kran wie Spielzeug emporgehoben, über Kaiwauer auf das Schiff. Mit dem Bemerkten: „In Kruuloven, mott dat ji wieder kommi“, werden wir weggetrieben. Der Zuschauer ist unnützlich und hält bei der Arbeit auf.

Am Hintersteig wird nicht geladen. Da hängen zwei Kulis auf einem schmalen Gerüst über den Wellen und leeren die Schiffsmand. Eine gefährliche und einöhrige Arbeit. Ein Schauerwand meint bedauernd: „Do warst io brensklisterig bi“.

Schuppen 50. Wir sind am Ziel. Schnell erledigen wir unsere Aufgabe, lassen unsere Papiere abstemeln und ziehen dann den Weg zurück.

Immer daselbe Bild. Mühe, Fleisch und Tatkraft in schäufender Harmonie. Jede Kleinigkeit mündet ein in den großen Strom des Gesamten, in das saufenbe Wirken der Weltwirt-schaft. Kafflos und unaufhörlich treibt die Hut des Lebens aus aller Erde Länder her und landet von hier ihre Bot-schaften aus, immer eilig und mit jeder Minute karend.

Alfred Thie me.

## Plaudereien um Hamburg

Aus „die Reise nach Ost“ von Edgar Habnwald

An der Miter

An Miterufer besteigt man ein Motorboot, das mit seinem Glasüberbau, seinem hellen Holz einem schwimmenden Pavillon ähnelt. Immerfort flühen die schmutzen Glasboote hin und her, nach Ahlenhorst, nach Mühlentamp. Ein Schaffner knipst die Fahrtscheine und ruft die Miterstationen ab — diese Motorboote sind „gewissermaßen die Straßenbahnen“ auf dem Wasser. Man sitzt auf den glatten Bänken längsbin, und die Miterstadt gleitet jenseits der Glascheiben vorüber. Und du fühlst dich wie ein Kröjus im federnden Auto.

Wochentags schaukeln hundert, zweihundert, dreihundert Boote aneeltet am Ufer, im Schatten der Bäume des Jungfernstiegs. Viele davon sind mit einer straffen Leinwandhaut sorgsam überpannt. Sie sehen aus wie schwimmende Violin-kästen oder länglich-schmale Trommeln. Mit den Augen fühlst man das dünne, biegsame, auf dem Wasser wiegende Holz. Die dünnen Wästen stricheln hundertfältig das Uferbild.

Sonntags aber, wenn die Sonne blinkend, hüpfende Lichter über die Miter streut, spannt sich das Wasser unter den nervigen Rufen der Boote. Sie entfallen ihre weißen Segel und schwirren über den glitzernden Spiegel, wie von der Sehne eines Bogens geschossen. Hundert, zweihundert, dreihundert dreieckige Segel tanzen wie ein wienendes, gleitendes Menuett auf fliehendem Perlmutterglanz. Sie ziehen ruhig von dannen, blähen die Segel wie Schwannenfittiche, verebuen sich tief vor der Herrlichkeit des Wassers, kreuzen in entzückenden Uebersehendungen aneinander vorüber, schießen schräg dahin, von einer Luft gepackt, den Bäumen am Ufer in die ausgebreiteten grünen Arme zu fliegen. Und plötzlich wenden sie, richten sich auf, lassen das weiße Segel voll entbreitet in der Sonne glänzen und gleiten wieder ruhig und verhalten und mit fittsamer Keigung an ihrem zufälligen Partner im Me-

nuett der weißbeflügelten Boote vorüber. Und am Ufer stehen die alten, säuligen Bäume mit ausgebreiteten grünen Armen. In den Booten sitzen Menschen, die man um alles beneidet, um den schmiegsamen Druck des Wassers unter dem hellen, biegsamen Holz, um den federnden Zug der Segelkette, um den weißen Flügelschlag des Segels beim Wenden, um die glitzernde Nähe der hüpfenden Wellen, um den prickelnden Fächelwind, der von Milliarden allerwindsigter Wasserkräutchen, von Sonne und Herbstgeruch gestützt, weht.

Familienboote hummeln vorüber. Der Vater steht am Segel. Die dicke Mutter sitzt, bis über die Hüften vom Boots-holz umschlossen, und strickt. Ein Greis mit weißem Spitzbart segelt. Er trägt die blaue Kieler Mütze und den admirals-blauen Zweireiter auf weißen Hosen. Die Tochter steht rank und jung vom Segel; weißes Kleid, weiße Strümpfe, weiße Schuhe, weiße Mütze, vorm weißen Segel — das Gesicht leuchtet in all dem Weiß wie aus einer Wolke. Am Landungssteig schaukelt angeleitet ein Genießerboot. Zwanzig bunte Seiden-tischen liegen darin. Die Tischendr hängt bejort an der Bootwandung, ein aufgeschlagenes Buch liegt mit dem roten Einband nach oben auf dem Kissen. Die Anlassen schlürfen auf der Mitertrasse einen Kaffee; Müstlin jubelt über tausend Gäste, über schaukelnde Boote, über das Wasser hin.

Kinas um die schimmernde Miterflut leuchten über grüne Wipfel die hellen Bänke am Ufer, in denen man Gelb hat. Jede Villa hat ihren Bootssteig am Wasser, fast jede eine Laube im Garten unter Zweigen am grün eingefahnten Ufer. Da wohnen die anderen, die Menschen der Sonnenseite, die Reichen. . . . Ich weiß, ich weiß — aber es ist herrlich. Und darüber dehnt sich beglückend ein herrlicher Himmel, leicht und hoch und blau. Und weiße, graue, gelbe Wolken ziehen sich dahin. . . .

#### Zwischen Hamburg und Ost

Wir haben schwere See. Das hörten wir vorhin zufällig, als die Leute vom Schiff es sagten. Nun hat das Erlebnis einen Namen, den wir mit gewissem Stolz vernehmen — wir haben schwere See. . . .

Und wir hörten weiter, daß an jenem Mittwoch, als wir von der Bille aus die flutenden Wogen der Elbe übermüht an-schrien, als das Motorboot an uns vorüberstieß, der Dampf-ster weit vor Helgoland umkehren und nach Cuxhaven zurück-dampfen mußte. So raste der Orkan auf hoher See. Und am anderen Tage melbete die Hamburger Zeitungen gefenterte und gescheiterte Schiffe.

Das Schiff kamst und schlingert. Es schwebt hoch hinauf, von den Wellen gehoben. Einen Augenblick lang wird es him-melmäris geschwungen. Und in der nächsten Sekunde rollt es schräg hinab in ein Wasserfall, und das Meer steigt mit schiefem Horizont als dunkle, serwürthige Wand hoch über den Bord-rand hinaus. Und wieder der Szenenwechsel, die Wogen gen Him-mel — und wieder der tiefe Sturz, der das Blut gegen die Schädeldecke preßt und den Raagen hebt.

Am das Schiff stürzen und flattern die Köwen. Immerfort kochen sie auf die Wogen nieder, schreiend, säntlich, mit gierig aufgesperrten Schnäbeln — jetzt beareite ich, warum sie dem Schiffe andauernd folgen. . . .

Es war schweblich. Das ganze Schiff wurde seckant. Man ist zum Sterben bedingungslos bereit; voller Doh und Feindseligkeit gegen das Meer, das rollt und rollt und das Schiff wie einen Ball umhererschleudert und kein Ende nimmt. Und dann wieder zwingt sich seine wilde Größe doch dem Sinne auf. Durch Schleiher harret man auf das große, grüne, stöhende, rollende Hund. Mit einem Keß des Willens nimmt man das wahr und firtzt man von neuem. . . .

## Aus Welt und Wissen

Krieg den Fliegen! Ein neuer Feldzug gegen die Fliegen ist kürzlich eröffnet worden, und zwar handelt es sich um einen Kolonialkrieg, in dem — nach berühmtem Muster — kein Barbos gegeben werden soll. Kriegsschauplatz ist der belagerte Kongo, der gegenwärtig aufs schwerste von der Schlafkrankheit heimgegriffen wird, die bekanntlich durch den Stich der Letestliege hervorgerufen wird. Gleich-zeitig wird auch England in seinen afrikanischen Kolonien von der Krankheit empfindlich betroffen. Die schwarze Bevölkerung und das Vieh werden im buchstäblichen Sinne des Wortes durch die Suche bezimiert. Die belgische Regierung hat sich deshalb mit der britischen Regierung